

Biljana Srbljanović

Rede vom 26. Jänner 2010 im Akademietheater

An dem Tag, an dem ich die Einladung erhielt, hier zu sprechen, brachte ich meinen Vater ins Krankenhaus. Es ging ihm nicht gut, er wusste nicht, was es war, fühlte sich nur schwach. Papa war immer ein großer, stämmiger, eigentlich dicker, dennoch starker und sportlicher Mann, in allem maßlos - jahrelanger Alkoholkonsum, eine ganze Latte schlechter Gewohnheiten, hemmungslos beim Essen - aber ein zäher und ausdauernder Radfahrer, was seiner Immunität wohl gut tat. Ich hatte ihn vier Monate lang nicht gesehen, den ganzen Sommer und noch mehr, und war jetzt verblüfft. Aus dem Riesen vom Juni war im Oktober ein Tattergreis mit einer dünnen Stimme geworden, der sich langsam bewegte und meist nicht wusste, wohin er wollte.

Mein Vater ging nie zum Arzt aus Angst, „man könnte etwas finden“, und ich, die ich wie jede Tochter auf dem Balkan ein schlechtes Gewissen hatte, schon allein weil ich erwachsen geworden war und jetzt noch mehr, weil ich so weit weg lebe, beschloss während des kurzen Aufenthalts in Belgrad, die Sache in meine Hände zu nehmen. Ich erpresste meinen Vater - wie, das will ich hier nicht verraten, (ich sage nur, dass es um den Stolz und die Ehre der Familie ging) - und schleppte ihn fast mit Gewalt ins Krankenhaus.

Doch nein, zunächst warf ich meine politischen Überzeugungen und moralischen Normen über Bord und erkundigte mich, wen ich wie und mit wie viel schmieren musste, damit mein Vater in einem Krankenhaus aufgenommen würde, auf das er keinen Anspruch hatte. Ich brachte ihn in das beste Krankenhaus Belgrads, es ist ausgerechnet das Militärkrankenhaus, und verbrachte dort trotz Beziehungen und Bestechung im Wartezimmer die nächsten sieben Stunden, während mein Vater immer wieder auf dem Stuhl zusammensackte und jedes Mal, wenn er sich aufrichtete, heimlich ausbüchsen wollte.

Alles war völlig ohne Sinn und Logik: sowohl mein Vater, der zwar krank und verschreckt, aber nicht blöd war, und daher einsah, dass er dringend ärztliche Hilfe brauchte, als auch das stundenlange unmenschliche und erniedrigende Warten ohne Grund und Erklärung, dessen Ziel

- davon bin ich überzeugt - die Erniedrigung war. Außerdem die Tatsache, dass ausgerechnet das Militärkrankenhaus das einzige Krankenhaus ist, in das die Bürger Serbiens Vertrauen haben können, obwohl sie ihrem Militär nicht trauen und auch nicht trauen dürfen. Die auseinandergefallene, unfähige, von Verbrechen gezeichnete Armee unterhält auch weiterhin das beste Krankenhaus der Stadt - besagt das etwas über den Zustand der übrigen Krankenhäuser oder über das große Paradox unserer Gesellschaft, immer und ewig am Rande der Welt?

Und während ich so wartete, kam die Einladung, heute Abend hier zu reden. Und ich fragte mich, ob ich überhaupt hierher gehörte (sowohl in jenes Wartezimmer, als auch in dieses Theater, und wo mein Platz auf der neuen Weltkarte ist, wo überhaupt mein Platz ist, ob es ihn überhaupt in diesem einen Leben gibt?) Das Warten zog sich, wie gesagt, in die Länge, bis ich eine menschenfreundliche Ärztin fand, die meinem Vater eine Infusion gab und ihn damit praktisch an ein Klappbett fesselte.

Sie hatte Mitleid, als sie sah, wie ich gegen den störrischen Vater kämpfte, und verordnete ihm eine Infusion, kein Medikament, sondern nur eine Vitaminlösung, denn die Diagnose stand noch aus. Sie rampte ihm einfach eine Spritze in die Vene und zwang ihn dadurch, dass er am Schlauch hing, ruhig zu liegen. Ich verbrachte noch weitere Stunden am Fenster und starrte auf Hochhäuser, darunter auch mein Elternhaus. Eigentlich eine Wohnung im achten Stock mit Blick auf dieses Krankenhaus. Von dort hatte ich jahrelang alles Mögliche gesehen. Am stärksten sind mir die Hubschrauber mit Verwundeten von verschiedenen Kriegsfrenten in Erinnerung geblieben; je häufiger sie landeten, umso lauter tönnten die staatlichen Medien von den großen Erfolgen „unserer Armee“. Schon damals begriff ich, was das bedeutete, und diese Erkenntnis ließ mir das Blut in den Adern stocken.

Als ich siebenjährig mit meiner Familie diese neue, uns gerade „zugeteilte“ Wohnung bezog, war sie der Gipfel des späten sozialistischen Schicks: eine Wohnung auf der achten Etage eines neuen Hochhauses, in einer neuen Siedlung am Rande der Stadt, wo lauter neue Hochhäuser standen, auf die neue Familien nach einem merkwürdigen Prinzip verteilt waren. Ganz hoch auf dem Nebenhaus stand: TI, etwas weiter TO. Der Name des Marschalls und des lebenslänglichen

Präsidenten jenes Jugoslawiens war ungeschickt wie von Kinderhand geschrieben. Die Tatsache aber, dass die Buchstaben dreimal so groß waren wie jedes durchschnittliche Kind und dass sie auf der 22. Etage, etwa in hundert Meter Höhe und fünf Meter von jedem Fenster entfernt angebracht waren, erweckte Zweifel in meinem kleinen, aber damals schon dummen Kopf. Papa hatte uns verboten, unsere Meinung, vor allem zum Marschall und zu Liebesbekundungen ihm gegenüber zu äußern. Ich liebte Tito wie jedes Kind, Kritik lag mir fern, ich wollte nur wissen, wer es geschafft hatte, diese Schrift anzubringen. Mein Argwohn stieß nicht auf Verständnis. Ich wurde bestraft, an die Strafe kann ich mich heute noch erinnern.

Diese Wohnung hatte mein Vater von seinem Betrieb bekommen, man sprach damals von „bekommen“, als wäre sie vom Himmel gefallen oder ein Geschenk Gottes, Tatsache ist, dass nach den Regeln des Realkommunismus alle Beschäftigten, so auch meine Eltern, von jedem Gehalt, von jedem verdienten Dinar, eine bestimmte Summe für den Wohnungsbau abgeben mussten. „Lösung der Wohnungsfrage“ war der euphemistische Name für den erbitterten Kampf um einen Platz auf der Warteliste für eine neue Wohnung. Obwohl ausnahmslos alle Beschäftigten verpflichtet waren, Geld in den Wohnungsfond einzuzahlen, bedeutete dies keinesfalls, dass jeder eine Wohnung „bekam“. Eine entscheidende Rolle spielte dabei natürlich die Korruption, die „weiße“, kommunistische. Man steckte einem nicht direkt einen Umschlag mit Geld zu, es wurde vielmehr „Gefallen gegen Gefallen“ geleistet, - ein feudalistisches, stammesähnliches Prinzip, das allein galt.

Das war in den 60-er und 70-er Jahren, zu der Zeit also, als die meisten der neuesten Mitglieder der großen disfunktionellen Familie namens Europäische Union in einer völlig anderen Variante des Kommunismus lebten, welche auch wir, die ehemaligen Jugoslawen, mit „hinter dem eisernen Vorhang“ bezeichneten.

Damals war mein Vater ein richtiger kommunistischer Everyman. Geboren in einem montenegrinischen Städtchen, in einer bitterarmen, auseinandergefallenen Familie, wurde er als Baby von seiner Mutter in einem Bündel nach Belgrad gebracht. Einen Vater hatte er und hatte er wiederum nicht, die Mutter verlor er früh, was blieb, war eine tief verwurzelte patriarchalische Weltanschauung, eine Haltung, die fast zum 19. Jahrhundert gehörte. Papa war nie Kleinbürger,

denn er war kaum ein Bürger. Man konnte ihm keine kakanische Heuchelei vorwerfen, denn Kakanien war nie bis zu ihm vorgedrungen. Serbien war immer zweitgeteilt zwischen der Doppelmonarchie und dem Osmanischen Reich, zwischen den Modernisten und den Populisten, zwischen fortschrittlichen und konservativen Kräften, zwischen dem Dorf und der Stadt, zwischen dem kommunistischen Osten und dem kapitalistischen Westen. Die Doppelmonarchie reichte bis an den Rand Belgrads, aber es war ein anderer Rand, eine andere Peripherie, als die meiner Eltern. Um die Wahrheit zu sagen, sind auch die Türken nie bis zum meinen Vater vorgedrungen, beziehungsweise bis zu seiner Familie und seinen Ahnen in einer Gebirgseinöde Montenegros, wo die Dörfer nicht nur schwer erreichbar sind, sondern auch nichts zu bieten haben. Stolze Montenegriner behaupten, sie wurden nie von den Türken bezwungen, die Türken wiederum, sie hatten keine Lust, auf den kahlen, felsigen Bergen herumzukraxeln, wo kein Zweig grünt. Kurzum, jeder hatte seine Gründe, daraus einen Mythos zu schaffen.

Mein Vater betonte immer stolz, dass er aus Geschlechtern von Wildwüchslingen stamme, die sich selber Vor- und Nachfahren sind, und ich, obwohl eingeschüchtert, empfand dafür große Bewunderung. Wenn er mir von seiner Urgroßmutter erzählte, die in ihrem Haarknoten Pistolen versteckte, war ich sehr beeindruckt und wünschte mir bodenlanges Haar, um auch Waffen darin zu verstecken, zum Beispiel den Zirkel oder das zugespitzte Lineal, mit dem meine Schwester einmal eine Fledermaus aufspießte, die sich in einer heißen Nacht in unser Zimmer verirrt hatte. Ich wollte ebenso zu den Wildwüchslingen gehören, ich dachte, wenn du vor dir warst und nach dir wieder du kommst, Autodidakt, Wildwüchsling, du dir selbst das Maß, du die selbst Grund und Ziel, das muss eine wunderbare und gefährliche Welt sein, die es nirgends mehr gibt. Ist das denn nicht die wahre Natur des Menschen, niemandem zu gehören, auch nicht der Gesellschaft, auch nicht der Geschichte, von der Nation und der Religion ganz zu schweigen? Wäre es nicht herrlich und schrecklich und traurig, so ganz allein auf der Welt zu sein?

Mein Vater blieb indes nicht lange dieser mythischen Welt verhaftet. Bald tauschte er einen Mythos gegen einen anderen: das kommunistische Jugoslawien integrierte ihn und bot ihm viele Möglichkeiten: eine Ausbildung zu erhalten, Sport zu treiben, in der Welt herumzureisen, ein erfolgreicher sozialistischer Geschäftsmann zu werden, der zwar für die „Allgemeinheit“ und nicht für sich arbeitete, aber dennoch so viel verdiente, dass er gesellschaftlich aufstieg. So

wurde aus Papa, dem Sohn eines Totengräbers und einer kränklichen Hausfrau, der die Kindheit in einer Kate mit Hunger und Krieg verbrachte, ein wahrer Vertreter des Mittelstands, er sprach Englisch und nicht Russisch, versank in Whisky und nicht in Wodka, liebte Amerika und bedauerte die Russen – alles in allem ein gelungenes Experiment Titos.

Meine Kindheit verbrachte ich in dieser seligen Dummheit. Kein Gefühl für soziale Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, keine Unterscheidung zwischen Haben und Nichthaben, kein Mangel an wichtigen Dingen, immer satt, immer gut gekleidet, ohne einen Gedanken daran, dass es Kinder gab, die schlechter oder besser, auf jeden Fall anders lebten als ich. So war mein ganzes Umfeld. Alle meine Freunde verbrachten den Sommerurlaub in den gleichen gewerkschaftlichen Ferienhäusern wie ich, alle hatten Eltern in ähnlichen Ämtern und mit ähnlich hohen Gehältern, alle versteckten ihre Familiengeschichten oder hatten zumindest nichts für sie übrig.

Es wäre eine ideale Welt gewesen (eine andere kannte ich nicht), hätte ich sie mir nicht doch anders vorgestellt. Denn mit diesem sorgfältig konstruierten kleinkommunistischen Paradies hatte ich ein Problem. Es war einfach zu hart. Das war normal. Es war normal, grob, hart und unmenschlich zu sein, es war normal, dass dich der Lehrer schlug, dass dich ein Schulfreund schlug, dass dich dein Vater schlug, schlug, schlug, es war normal, dass all das wehtat, am meisten die Erniedrigung und die naive Enttäuschung, weil man sich jedes Mal wie ein geistig zurückgebliebenes Kind wunderte, dass die Menschen so schlecht sein konnten.

Diese Unreife habe ich nie verloren. Und so stehe ich an jenem Tag in der Notaufnahme und starre mal durch das Fenster, mal in die weit offene neurologische Praxis, in die Leute gebracht werden, die wie mein Vater durch eine Fülle kleiner, fast unmerklicher Hirnschläge desorientiert sind, aber auch verhinderte Selbstmörder, aus deren Mägen soeben Tabletten und Alkohol gepumpt wurden, die sie geschluckt hatten, um vor Schulden, der bevorstehenden Niederkunft der Frau, der eigenen sexuellen Identität, kurz vor sich selbst zu flüchten. Ungehindert höre und sehe ich, wie unmenschlich, wie grob wie ontologisch hart das medizinische Personal mit ihnen umgeht. Und dumm und unreif wie ich bin, will ich sofort die Welt verändern, die Mutter eines schizophrenen jungen Mannes am Arm packen, die sich erkundigen will, warum ihr Sohn „merkwürdig“ ist, warum er vierzig Liter Wasser trinken wollte, wo er ein so „goldiger Junge“ ist

und keiner Ameise etwas zuleide tun würde, „fragen Sie doch seine Kameraden in der Armee“. Ich möchte sie am Arm packen, nein kräftig an den Schultern rütteln: Was sucht er bei der Armee, gute Frau? Was soll dieser arme Kerl mit einer Waffe in der Hand? Wo ist der Arzt, der das erlaubt hat? Und was kann dieser widerliche „Notfallpsychiater“, der simst, während du weinend mit ihm sprichst, was kann dieser junge und bereits fette, kahlköpfige Arzt, der geht, als litte er von lauter Sitzen und Faulenzen an Dekubitus, der langsam und breitbeinig läuft, als wäre er von dauernder Verstopfung wund, was kann dir, gute Frau, dieser „Arzt“ raten und warum hörst du ihm überhaupt zu? Bring deinen Sohn weg von hier, rette ihn, finde ihm selbst ein Heilmittel, nimm ihm das Gewehr weg, sonst wird er, wenn nicht sich selbst, andere töten, manch einer ist so zum Helden geworden in der Armee, in deren Krankenhaus wir uns gerade befinden. So denke ich, während ich aus dem Augenwinkel meinen Vater beobachte und ihn kurz darauf daran hindere, die Schläuche wegzureißen und abzuhaufen, aber dann verkneife ich es mir. Ich sage nichts, ich schweige.

Die Frau geht weinend den Korridor entlang, denn der fette Arzt hat entschieden, der Junge müsse in die Kaserne zurück. Der kranke Sohn tritt hinter ihr her. Er ist zweifellos verrückt, völlig verrückt, er wird bestimmt sich selbst oder jemand anderen umbringen, und wenn er Glück hat und ein neuer Krieg ausbricht, wird er sicher ein Held.

Gesellschaften teilt man in solidarische und unsolidarische, etwas anderes gibt es nicht, genauer, alles wird nur daran gemessen. Es gibt keine Nation, keine Religion, kein Wirtschaftssystem, keine Geografie oder Meteorologie. Es gibt Gesellschaften, die sich kümmern und solche die sich nicht kümmern. Es gibt Gesellschaften, die sich vordergründig kümmern, aber in Wirklichkeit nicht, und solche, die sich kümmern würden, wenn sie sich kümmern könnten. Dieses Kümmern, das Mitgefühl und die Solidarität bilden die Grundlage der einzig wahren Ordnung. So überlege ich, philosophiere ich ohne Ende, aber nur in Gedanken, nicht laut, um mich nicht zu blamieren.

Diesen revolutionären, genialen Gedanken lasse ich sofort fallen, wenn jemand aus meiner Familie in Gefahr ist. Deshalb, um die Krankenschwestern und Notärzte nicht zu verärgern und nebenbei einen Vorteil für meinen Vater herauszuschinden (dass man ihn z.B. untersucht und

behandelt oder dass man z.B. mir erlaubt, ihn zur Toilette zu bringen, statt ihm, während er vor Scham in den Boden versinkt, die Urinflasche in die Hand zu drücken), schweige ich und werde schweigend Zeuge von jemandes anderen Ableben.

Und jetzt überlege ich hier zusammen mit Ihnen, ob dies das Einzige ist, was uns verbindet? Haben wir nur die Feigheit miteinander gemein in dieser neuen Welt, in der es keinen Gott und keinen Anführer, keine Kirche, keine Partei gibt, in der es trotz des Rechts keine Gerechtigkeit, trotz der Beweise keine Wahrheit gibt, in der es nichts gibt außer der menschlichen Natur, der ängstlichen, leicht einzuschüchternden, selbstsüchtigen, feigen menschlichen Natur. Ist es das, was uns verbindet?

Meine herzensgute und kluge deutsche Freundin, eine „Gastarbeiterin“ hier in Wien, zeigte mir einmal geknickt eine seinerzeit beliebte Ansichtskarte, die in Restaurants und Clubs auslag. Dort stand in großen weißen Buchstaben das Wort Jugoslawien, das eine riesige Schere in JUGOSLA und WIEN trennte. Meiner treuherzigen Freundin war das peinlich, ich hingegen musste lachen. Ich dachte an die Verwandten meines Vaters, die, kaum hatten sie sich in der Stadt niedergelassen, gegen Zugereiste stänkerten. Oder an die Kollegen meines Mannes, die, kaum dass sie nach jahrelangem Herumsitzen in Büros und Ministerien sich selbst einen Staatsorden, etwa der Ehrenlegion, verschafft haben, verächtlich aufzählen, wer alles unverdienterweise denselben Orden erhalten hat, und zum Schluss kommen, dass er eigentlich nichts mehr wert ist. Und ist es hier in Wien etwa anders: Gäbe es keine „Tschuschen“, wer würde bei Ihnen die Taxis fahren, Toiletten putzen, Parks bewachen, Diebstähle in den Straßenbahnen begehen und gute Literatur schreiben? Haben die Menschen einmal beschlossen wegzugehen, können keine Schere und kein Eiserner Vorhang sie mehr aufhalten. Am schwierigsten ist der Anfang, die Entscheidung zu diesem Schritt zu treffen, sich auf den Weg zu machen, auf etwas zu verzichten, etwas zu verlassen. Selbst wenn man sich nirgendwo zugehörig fühlt, irgendwo gehört man doch hin, selbst wenn man nichts möchte, etwas will man doch, etwas tut einem leid, man hat doch Angst, das Herz zieht sich zusammen, ohne zu wissen, warum. Melden sich die Herzbeschwerden, bevor Sie sich auf den Weg gemacht haben, wird es sehr, sehr schwer sein, diesen ersten Schritt zu tun. Aber wenn er einmal vollzogen ist, gibt es keine Schere mehr.

Darüber, wie schwer es ist wegzugehen, habe ich schon so oft geschrieben. Es fällt leichter wegzugehen, wenn man aus dem Haus vertrieben wird. Wenn man dazu gezwungen wird. Ich weiß, es klingt skandalös, aber ich sage es trotzdem: Bei ethnischer Säuberung kann man leichter emigrieren. Wenn es um das nackte Leben geht, fällt es einem am leichtesten, denn man hat keine andere Wahl.

Etwas schwieriger ist es, wenn man nicht muss und dennoch will, weil man neugierig, ehrgeizig, tüchtig ist, Pläne hat, mehr vom Leben haben will. Schwieriger, weil es die eigene Entscheidung ist.

Am schwierigsten ist es, wenn man weder muss noch will. Und dennoch weggeht. Meist beruht das auf einem Zusammentreffen verschiedener Umstände, die oft trivial, aber unlösbar sind. Sie gehen irgendwo hin, suchen etwas und wissen selbst nicht was noch warum. Sie wissen nur, dass dies, was Sie haben, doch nicht alles sein kann. Was das Andere sein könnte, wissen Sie nicht. Sie haben keinen Ehrgeiz, keine Lust, keine Vision und schon gar keinen Kampfgeist. Sie sind weder belastbar, noch diszipliniert. Nur können Sie eben nicht ruhig sitzen bleiben. Solche Reisenden sind aber in der Mehrzahl. Unter der Last dieser verlorenen Seelen brechen die Transportmittel zusammen, ächzen die Schalterangestellten, geben die Kontrollgeräte an den Flughäfen ihren Geist auf, geraten die Aussteller von Auswanderungspapieren ins Schwitzen.

Angesichts dieser nirgendwo integrierten Personen runzeln die biedereren Kleinbürger die Stirn, sie verlangen Volksabstimmungen, um deren Einreise zu verhindern, stellen intellektuelle Überlegungen darüber an, wo die Freiheit der einen aufhört und die Bedrohung der anderen beginnt. Und dennoch machen diese Reisenden unsere Welt aus. Sie schleppen ihre mikrovaskuläre Disfunktionen und ihr Takotsubo-Syndrom mit sich herum und gehören letztlich nirgendwo hin.

Das ist zum Glück kein natürlicher Zustand. Eigentlich mögen die Menschen nicht leiden, auch dann nicht, wenn sie sich nicht beklagen, und noch weniger, wenn sie behaupten, es zu mögen.

Die meisten Emigranten mit gebrochenem Herzen finden früher oder später einen modus vivendi. Nur ein kleiner Rest von uns fühlt sich nirgendwo zu Hause. Vor allem zu Hause nicht.

Als er noch nicht so alt war und vor Scham, Angst und Schmerzen schwitzte, war mein Vater auch einmal ein Emigrant. In den 60er Jahren setzte er sich wie so viele andere in den Zug und fuhr nach Schweden. Er wollte sich dort niederlassen, bevor er erfuhr, dass alkoholische Getränke nur schwer zu beschaffen waren und die Kinder nicht geprügelt werden durften. Er war relativ jung, fleißig, arbeitete unermüdlich und verkräftete zunächst alles gut. Aber seine Logik, wonach er Herr über sich selbst und insbesondere über seine Kinder, aber auch über alle Schwächeren war, akzeptierte diese für ihn kalte Gesellschaft nicht. Papa konnte nämlich grob, oft gewalttätig und außerordentlich hart sein. Als er die Emigration aufgab, hatte er schon eine Familie, eine junge Frau und zwei Töchter, und es war an der Zeit, dass er sein Leben in Ordnung brachte. Heimgekehrt, brachte er alles in Ordnung, nur seine Natur nicht, gegen die er nicht ankommen konnte, weil er es nicht wollte. Jetzt war er, wie ich schon sagte, ein verdorrter Greis, körperlich harmlos, aber noch immer unerträglich aufbrausend. Entweder runzelte er die Stirn und zeigte Verachtung, oder er beleidigte und beschimpfte, kurzum er war grundsätzlich - kontra.

Und das ist der größte Schatz, den ich ihm zu verdanken habe. Meine rebellische Natur entspringt der Auflehnung gegen ihn. Meine Aggressivität und meine Widerspenstigkeit, die ich, genauso wie er, nie zu ändern vermochte (weil ich es nie wollte) entwickelte ich in der Auseinandersetzung mit ihm. Immer im Widerspruch zu ihm, zu seinen moralischen, politischen und philosophischen Ansichten.

Und dennoch gibt es keine klare Regel, wie etwa: weil mein Vater so und so war, bin ich genau das Gegenteil davon geworden. Mein Vater war z.B. nie ein überzeugter Kommunist, eine derartige Haltung lag ihm fern. Zu meiner Zeit konnte man zwar nicht mehr Kommunist sein, aber ich bin auch nicht zum anderen Extrem gegangen und eine überzeugte Antikommunistin geworden – solche Menschen finde ich in ihrem Wesen doch beschränkt.

Mein Vater war das Beispiel eines Konformisten, er war bereit, für das eigene Wohl und das seiner Familie Kompromisse einzugehen. Die Familie, den Stamm stellte er über alles, mutige Menschen hielt er für Narren, Protestler und Revolutionäre für verfehlte Existenzen. Sein Lieblingsspruch war: Kopf in den Sand, Arsch an die Wand, der Mensch ist dem Menschen ein Hund.

Deshalb habe ich einen Hund gefunden und Theaterstücke geschrieben, in denen ich ihn, meinen Vater, zitierte und mich mit ihm auseinander setzte. Es ging natürlich nicht nur um ihn, und wenn ich auch das ganze Leben immer nur an einer Geschichte schreibe, erzähle ich nicht nur von einem einzigen Menschen. Denn mein Vater war für mich immer ein Everyman. Ein pseudokommunistischer, wie eingangs beschrieben, später ein serbischer, einer, der sich im Leben zurechtfindet, der niemandem seine Stimme gibt, gegen niemanden demonstriert, nie laut kritisiert, nie etwas über Milošević sagt – weder Gutes noch Schlechtes. Einer, der seine Familie durch alle Kriege durchfüttert, einer, dank dem wir keinen Mangel erleiden, als das Land unter den Wirtschaftssanktionen abstürzt. In dieser Zeit arbeitet Papa und schweigt, um zu überleben und mehr als das; jahrzehntelang gewöhnt (und wir alle mit ihm) an einen höheren Standard, kann er ihn trotz allem aufrechterhalten.

Inzwischen verachtet er alle meine politischen Aktivitäten, hält mich für naiv, unbesonnen, meint, dass ich „mit dem Feuer spiele“ und macht sich echte Sorgen um mich (was ihn nicht daran hindert, mich jedes Mal, wenn ich ihm absichtlich „kontra gebe“, mit einem Fausthieb zu Boden zu strecken).

Und während ich ihn jetzt so geschwächt betrachte, frage ich mich, ob er weiß, dass ich weiß, dass er mich auch dann liebte, und dass – obwohl ich ihm das bis zu meinem Tod übel nehmen werde – seine Liebe immer erwidert wurde.

Und was meinen Sie nun, bin ich dadurch mehr oder weniger eine Bürgerin des „zivilisierten“ Europas, gehöre ich dadurch zu Musils langem Katalog unerträglicher Scheusale, ist das der Grund, weswegen mein Land nirgendwo hingehört, hindert diese Zuneigung zum Gewalttäter, diese angeborene Liebe und Suche nach Rechtfertigung meine Gesellschaft daran, sich zu

ändern, sich zu entwickeln, von der Peripherie des jetzt neuen Reiches in den VIP-Salon der ausgewählten Europäer zu treten?

Papa herrscht eine Ärztin an, die er für eine Krankenschwester hält.

„Selbst wenn sie eine Krankenschwester wäre, Papa, du solltest niemanden anschnauzen. Vor allem nicht jemanden, von dem du abhängst.“

„Ausgerechnet du sagst mir das!“, schnaubt er und dreht mir auf jenem Klappbett den Rücken zu.

Wie mager er geworden ist, denke ich beim Anblick seiner knöchigen Schulter, die sich durch diesen Krankenhausbrocken drückt, den man in Serbien, dem Land der paradiesischen medizinischen Versorgung, Nachthemd nennt. Mein Vater, bis gestern noch ein Brocken von 120 Kilo, weiß wie dieses Blatt Papier, teilt mit einer Fistelstimme Beleidigungen aus, angetan mit einem zu großen und schlecht zugebundenen Nachthemd, das unten offen ist und alles dem Blick preisgibt – noch eine Erniedrigung in dieser Welt unmenschlicher und harter Menschen. Und was tue ich? Nichts, überhaupt nichts. Ich drehe nur den Kopf, damit er nicht sieht, wie ich über mich weine.

In demselben high-tech-Krankenhaus, einige Stockwerke höher, liegt zur gleichen Zeit der serbische Patriarch, ein verwelkter Greis, und zählt seine letzten Stunden. Der Patriarch der Serbischen Orthodoxen Kirche liegt schon seit zwei Jahren in diesem Militärkrankenhaus. Er kann nicht sterben. Nichts fehlt ihm, sein Herz ist nicht gebrochen, sein Gewissen wird ihn bestimmt nicht töten, er ist nur alt, fast hundert Jahre, und hat keinen Grund weiterzuleben. Im biologischen Sinn.

Dieses Sterben dauert immerhin schon volle zwei Jahre unter den besten Bedingungen, er hat ein Appartement im Militärkrankenhaus für sich allein, als wäre Krieg und er ein verwundeter Heerführer. In einer gewissen Hinsicht ist er das auch. An der Spitze der Serbischen Orthodoxen Kirche zu ihrer bestimmt finstersten Zeit hat er das Feuer zwar nicht geschürt, es aber auch nicht gelöscht, dabei hätte er es gekonnt und gemusst. Er liegt also da oben im Sterben, und wir

hier unten warten und warten, dass uns jemand etwas sagt. Papa nützt die Gelegenheit, mir jeden Unsinn, der ihm durch den Kopf geht, mitzuteilen.

„Die Anweisungen für meine Beerdigung liegen in meinem Schreibtisch.“

„Hör auf, Papa, mit diesen düsteren Gedanken. Außerdem weiß ich das. Ich habe es in einem Theaterstück beschrieben.“

„In welchem?“

Er fragt das im Ernst. Der Mann ist die ständige Quelle meiner Inspiration. Alles, was er repräsentiert, das ganze moralische und gesellschaftliche System, gegen das ich bin, habe ich immer wieder in meinen Stücken beschrieben. Oft habe ich ihn direkt zitiert und fast jedes Mal, manchmal auch rituell, getötet. Und immer tat es mir ganz schrecklich leid.

Alle meine Stücke hat er sich angesehen, und zwar oft. Viel öfter als ich. Und nie, nie, nie hat er darin etwas wiedererkannt. Auch nicht meine Traurigkeit.

„Wieso fragst du in welchem, Papa? In den „Heuschrecken“, worin der Alte in der oberen Schublade die Anweisungen für seine Beerdigung verwahrt. Und auch sein Foto für die Todesanzeige. Du hast das doch hundert Mal gesehen.“

„Ich kann mich nicht erinnern.“

„Stell dich nicht so an! Und geh mir damit nicht auf den Geist!“ (Wie mutig ich doch bin, wenn er an den Schläuchen hängt und dazu noch von Hirnschlägen geschädigt ist.)

„Ich will auch eine Totenmesse.“

„Hör endlich auf!“

Und etwas später:

„Du hast doch alles, dir fehlt nur noch die Totenmesse.“

Sie müssen wissen, dass mein Vater nicht religiös war. Und dass er immer eine Heidenangst vor dem Tod hatte. Er mochte sich nie bei kranken Menschen aufhalten, bei den Beerdigungen

betrat er nur kurz die Kapelle, als könne der Tod sich aus dem geschlossenen Sarg mit der schon angewesten Leiche herausstehlen und plötzlich, wie wenn eine Tür im Durchzug zuschlägt und dabei Papiere und Zeitungen durcheinanderwirbelt, heimlich und unerwartet in ihn hineinschlüpfen.

Auch darüber habe ich geschrieben.

Darüber, dass seine ganze Generation eine unnatürliche Angst vor dem Tod und dem Verschwinden hat, während sich meine durch Tollkühnheit und ein Kamikaze-Syndrom auszeichnet. Das Fortschreiten der Zeit und jede Veränderung fürchtend, haben diese Menschen jahrelang uns, die verrückten Stürmer, die nur Veränderungen wollten, ohne nach dem Danach zu fragen, daran gehindert, die letzte Revolution zu machen. Ich sage ungern die letzte, denn gemäßigt und vernünftig zu sein und die letzte, samtene Revolution durchzuführen, damit es mit den Revolutionen ein für alle Mal ein Ende nimmt, ist nicht mein Ding. Und wenn Havel sagt, man solle den Erstürmern der Bastille nicht trauen, weil sie die ersten sein würden, die eine neue Bastille bauten, werde ich sehr traurig.

Denn daraus spricht entweder ein großes Misstrauen gegenüber der menschlichen Natur oder eine gründliche Kenntnis derselben; beides ist für mich tragisch und bestätigt nur, dass ich doch allein auf der Welt bin. Was nicht heißt, dass es nicht noch Tausende, sogar Millionen solcher einsamer Menschen gibt, die die Bastille stürmen, weil sie gegen die Tyrannei sind und nicht, weil sie eine eigene Tyrannei begründen wollen. Vielleicht ist gerade dies das Einzige, was uns verbindet? Denn die Kultur, die Sprache, der Kulturraum, die Weltanschauung können nicht einmal im Ansatz die Grundlage für eine neue, aber wesentliche, metaphysische Verbindung sein.

Was macht meine Identität aus?

Meine Sprache, das bin ich. Sie ist klar meine Identität. Mein Hund, auch das bin ich. Und das ist noch klarer meine Identität. Mein dummer Hund, der glaubt, alle Menschen seien gut, der das Gute nicht vom Schlechten unterscheidet, der nicht gemäßigt, zynisch und distanziert sein kann, das bin ganz, ganz sicher ich. Meine Identität machen auch einige Eigenschaften meines Charakters und meiner Mentalität aus, einige biologische Eigenschaften und solche, die durch die Geografie und das Klima bedingt sind. Doch am stärksten wird meine Identität geprägt durch

- die Peripherie. Ich bin aufgewachsen an der Peripherie einer Stadt, in einem Land, das sich an der Peripherie von allem befand - von Kakanien, von der Eisernen Ära, von der Europäischen Union und sogar von den Kriegen. Alles hat mich, meine Literatur und die Welt, aus der ich komme, immer nur gestreift.

Auch jetzt, das heißt damals, als ich mich im Wartezimmer fragte,

erstens, worauf warte ich so lange?

zweitens, warum warte ich immer auf etwas?

und

drittens, woher nehme ich das Recht, die Einladung anzunehmen und heute Abend vor Ihnen zu reden? Denn ich gehöre nirgendwo hin. Ich komme aus einem Gebiet, das nie zu etwas gehörte. Es war immer nahe dran zu etwas zu gehören, tat es dann letztlich nicht. Was verbindet mich mit Ihnen, was verbindet mich mit den großen Kulturen, mit den Schriftstellern, mit deren Werken ich aufwuchs?

„Warum bist du so mürrisch geworden und was stocherst du ständig auf diesem Handy herum?“

„Erstens „stochere“ ich nicht, und zweitens kann es dir egal sein.“

Und danach:

„Ich stochere im Internet herum. Ich soll nach Wien, um dort etwas vorzutragen.“

„In Wien habe ich dir dein erstes Fahrrad gekauft. Als du klein warst.“

„Ich war nicht klein, das Fahrrad war klein. Ich war eine große Göre von 14 Jahren.“

„Egal, ich habe dir das Radfahren beigebracht.“

„Du hast es mir nicht beigebracht, du hattest mir verboten, Fahrrad zu fahren, ich habe es mir heimlich selbst beigebracht.“

„Ich habe es dir nie verboten.“

„Doch.“

„Weil du ständig hinfielst.“

„Kein Wunder, wenn du nicht wolltest, dass ich Fahren lerne.“

Und dann:

„Siehst du, wie du bist. Ständig zankst du.“

Wie recht er hat. Ständig zanke ich. Immer bin ich gegen und nie für. Ich weiß nicht, was ich will, ich weiß nur, was ich nicht will. Diese Welt, so wie sie ist, lehne ich total ab. Wenn behauptet wird, dass im ehemaligen, eisernen Kommunismus die Gesellschaft und die Moral völlig kaputtgemacht wurden, dass die Leute unmenschlich waren und dass der Gemeinsinn einfach abgewürgt wurde, dann stimmt das, es stimmt ganz genau. Und dennoch frage ich jetzt, 20 Jahre später: Welchen Gemeinsinn, Moral, Menschlichkeit und menschliche Werte bietet uns jetzt dieser neoliberale Dschungel? Sehe ich das nicht richtig, oder er hat nichts zu bieten? Was hat sich der Mensch Neues, Besseres und Kluges ausgedacht, meine lieben Nachbarn?

Papa behielt man an jenem Tag im Krankenhaus. Man beobachtete ihn, stellte die genaue Diagnose, bestimmte die notwendigen Medikamente. Tagelang schlich ich an den Militärposten vorbei, die außerhalb der vorgeschriebenen Besuchszeiten niemanden ins Krankenhaus ließen. Wenn man in Serbien ernsthaft erkrankt, ist man zum Alleinsein verurteilt. Nur an wenigen Tagen in der Woche darf man im Krankenhaus Besuch empfangen. Ich weiß nicht, ob das auch für den bluttriefenden und vor dem internationalen Recht flüchtenden General Ratko Mladić galt, der sich bis vor einigen Jahren gerade hier regelmäßig behandeln ließ. Er brauchte dafür niemanden zu schmieren, denn er hatte einen Anspruch darauf. Wenn ich das dem unerbittlichen Wachposten entgegenhalte, bleibt er einfach stumm. Ohne jeden Kommentar. Ohne mit der Wimper zu zucken. Er sieht mich bloß an.

Was verbindet mich dann mit meinem Volk? Ich weiß, dass die Mehrzahl der anständigen, normalen Menschen so denkt wie ich. Aber ich weiß auch, dass mich dieselben Menschen verachten, weil ich das zu laut ausspreche. Und ich könnte wetten: Wenn ich dasselbe hier sage, werde ich auf die Zustimmung der anständigen Nachfahren Kakaniens und auf die leise oder sogar laute Empörung derer stoßen, zu denen ich nach einer gewissen Logik gehöre. Was bin ich

also: eine anständige Kakanierin oder ein unanständiges Monstrum, eine Verräterin meines Volkes?

(Ich selbst meine, dass ich ein großes Nichts bin, ja genau: ein Nichts. So deklariere ich mich bei den Volkszählungen, bei jeder Frage nach meiner Nationalität und Religion. Das sieht dann so aus:

Nationalität?

Nichts.

Das heißt, Sie wollen sich nicht deklarieren?

Im Gegenteil, ich will mich deklarieren, das tue ich gerade, ich bin, was die Nationalität betrifft, nichts.

Und was nun, soll ich einen Strich machen?

Nein, keinen Strich. Schreiben Sie bitte: nichts. Ich bin nichts.

Gut, nichts. Das ist aber allerhand...)

Mein Vater ist also nicht der einzige Mensch, mit dem ich mich ständig im Krieg befinde. Wie man sieht, ich führe Krieg gegen alle. Erst glaubte ich, das sei eine Frage der Generation, der Generationenkonflikt sei natürlich, normal, fast biologisch notwendig, und übersah dabei, dass es nicht nur um diese eine Generation ging. Die Vorkriegsgeneration meines Vaters beherrschte mich in meiner Kindheit und Jugend – es war ihre Zeit, in der sie uns Jüngeren ihre Autorität aufzwang (ich meine natürlich, dass Autorität immer aufgezwungen ist).

Die zweite Generation, die ich völlig außer Acht ließ, und die während der Kriege der 90er Jahre sich gerade als mein natürlicher Gegner entpuppte, sind die 68er. Mein Vater, im Zweiten Weltkrieg zu jung, um ein Held des Widerstands oder ein illegaler Kämpfer zu sein, hatte doch mehr Gemeinsamkeiten mit de Gaulle als mit dieser Nachkriegsgeneration, die als erste um den Preis der persönlichen Freiheit für freie Meinungsäußerung kämpfte.

Diese Intellektuellen, Schriftsteller, Philosophen, bildeten den Kern des Widerstands gegen den Kommunismus, aber auch gegen Milošević. Es mag merkwürdig klingen, aber die Intellektuellen

aus der Generation meines Vaters waren große Gegner Titos und große Anhänger Miloševićs, während die Achtundsechziger sowohl gegen Tito als auch gegen Milošević waren.

Mein Vater war weder das eine noch das andere. Er war ein Mensch der Mitte, ein Everyman, der schweigt und sich nur um seine Angelegenheiten kümmert.

Wenn ich jetzt auf Fotos und Dokumentarfilme aus den frühen 90er Jahren stoße, sehe ich diese Oppositionselite, damals alle um die Vierzig, alle energisch, zerzaust, blasiert, gefeiert, gebrandmarkt, ziemlich mutig, ziemlich verrückt und total unfähig. Viele sind schon tot - in der Regel die besten.

Zehn Jahre fruchtloser intellektueller Bemühungen, tausend Tage Proteste, Meetings, Tote, Verwundete, Kriegsflüchtlinge, pazifistische Bewegungen, militante Gruppierungen, Blitzkriege, Marathonproteste - alles umsonst. Danach noch zehn Jahre des schamlosen Übergangs: Alles, was ein halbes Jahrhundert dem Staat, also niemandem, gehört hatte, musste jetzt jemandem gehören. Das nennt man Privatisierung. Und so wurde ohne Gesetz und Regel, ohne Kontrolle und Gerechtigkeit alles, was von Wert war, einfach gestohlen, gegrabscht, hat den Besitzer gewechselt, wurde über Nacht vom „Gemeingut“ (das niemandem gehörte) zu jemandes Gut.

Auch ich bin damals über Nacht (zwanzig Jahre sind für mich eine Nacht) gealtert. Ich wuchs mit den Ideen der jungen Dissidenten auf; die Proteste gegen die beginnenden Kriege - das war mein Achtundsechzig. Auf den Fotos aus jener Zeit sehe ich mich verstört, außer mir, mit einem irren Blick, ja irre mutig und unbesonnen, zu allem bereit, bereit bis zum Ende zu gehen, ohne zu wissen, wo dieses Ende war, ob es existierte und wie es aussah.

Dann kam eines Tages diese letzte Revolution. Das autoritäre Regime wurde gestürzt, dasselbe, dem man in der Nachbarschaft ein Jahrzehnt früher ein Ende bereitet hatte, an seine Stelle trat ein ganz neues, beinahe demokratisches. Und ich kam an die Reihe, 40 zu werden.

Dann begannen die Regierungen einander abzuwechseln, so wie es bei Ihnen üblich ist, aber die Politik blieb überall dieselbe, genauer, es blieb die Absicht, sich innerhalb der neuen Grenzen des gewählten Europas neu zu ordnen. Die Politik hörte auf, eine faszinierende Idee zu sein, aus ihr wurde eine hässliche Praxis, bei der sich ausgerechnet die Achtundsechziger hervortaten.

Nicht die aus den ersten Reihen, sondern die Mitläufer, jene, die sich während der Razzien in den Toiletten der Uni versteckten, sind die Personen, die heute fast alle unsere Länder anführen. Die heute Fünfzig- oder Sechzigjährigen, mit dem Ruf „Verbote sind verboten“ großgeworden, sind jetzt entweder blinde Anbeter des neuen Liberalismus, was heißt, nimm von den Armen und gib es den Reichen, oder überholte, vorsintflutliche Linke, die noch immer predigen, man solle von den Reichen nehmen, um es den Armen zu geben. Und die, genau die, sind ebenfalls meine natürlichen Gegner.

Oder wie mein Vater es formulierte:

„Du kannst dich überhaupt nicht im Leben zurechtfinden.“

„Ich kann, aber ich will nicht.“

„O nein, du kannst es nicht.“

„Doch, aber ich will nicht!“

„Wieso weißt du, dass du es nicht willst?“

„Ich weiß es eben.“

„Alles weißt du. Alles. Außer dich im Leben zurechtzufinden.“

Später sagte er zu anderen: Meine Tochter nimmt immer irgendwelche Märtyrer in Schutz. Ich kann nichts dafür, so ist sie eben. Human.

(Halb, als wäre es eine Schande, halb doch angeberisch.)

Und so, im Krieg an zwei Fronten und gegen zwei Generationen, übersah ich die dritte Front: die neuen Zwanzigjährigen. Denen ist die Politik egal, die Gesellschaft ist ihnen egal, die Ideologie ist ihnen egal, sie sind nur an sich selbst interessiert. Die Individualität geht ihnen über alles, das individuelle Wohl, ohne Gespür für fremdes Missgeschick. Sie sind in eine Welt mit neuen Regeln hineingeboren, nach denen sie wie selbstverständlich leben und handeln. Wichtiger ist, wie man den neuen Wagen abbezahlt, als wer Regierungschef wird. Wichtiger ist der neue Flachbildfernseher als das, was auf ihm gezeigt wird. Das ist die Generation, die mein Ruin sein wird, mit den beiden anderen kam ich noch einigermaßen zu Rande.

Inzwischen starb der Patriarch. In Serbien wurde eine mehrtägige Trauer angeordnet, die Menschen stehen bei Kälte stundenlang in der Schlange vor der Hauptkirche, um seinen Leichnam zu küssen. Ich frage mich, seit wann sind wir alle so bigott? Seit wann verabschiedet sich dieses Land, dessen Kirchen leer stehen (was zwar immer noch besser ist als früher, als sie zu Ställen umfunktioniert waren) mit derartigem Pathos von einem 96jährigen Greis? Auf diese Frage antworten alle mit bewegter Stimme: Aber er war so bescheiden. Bescheiden und arm, hinterließ er doch nur einen Regenschirm, einen Wecker und eine Armbanduhr. Seit wann schätzen wir die Bescheidenheit und die Armut in einer Welt, in der ausschließlich diejenigen, die „sich im Leben zurechtfinden“, das Sagen haben und in der der Erfolg in Geld und die Regierungen an ihrer Korruptiertheit gemessen werden?

„Sieh dir, Papa, diesen Zirkus um den Tod des Patriarchen an. Meinst du etwa, er hat sich auch nicht „im Leben zurechtgefunden“?“

„Ist mir egal. Mir geht es nicht gut.“

„Was hast du?“

„Ich will nicht mehr leben.“

Papa ist achtundsiebzig, noch immer beruflich aktiv, verdient mehr als ich, momentan ist er krankgeschrieben, plant aber eine größere Geschäftsreise. Man hat ihn aus dem Krankenhaus entlassen, ihm Medikamente mitgegeben und empfohlen, Geduld zu haben. Das war alles.

Papa ist achtundsiebzig, bis vor einigen Monaten fuhr er jahrelang jeden Tag zehn Kilometer Rad, bei jedem Wetter, bei Regen, Schnee und Affenhitze.

Papa ist erst achtundsiebzig und hat schreckliche Angst vor dem Tod.

Gemeinsam sehen wir uns die kitschige Show der Beisetzung des Patriarchen an. Während die Schulen und die Theater wegen der Schweinegrippe geschlossen sind, küssen Zehntausende Menschen tagelang einen Leichnam.

„Was ist nur mit diesen Leuten los? Das ist ja widerlich.“

„Ich möchte verbrannt werden.“

„Genug, Papa, du bist langweilig.“

„Ich hab es schriftlich verfügt.“

„Aber das weiß ich doch!“

Und nun möchte ich angesichts des Bauverbots von Minaretten in der Schweiz und der symbolischen Kastration des Islams wissen, ob der heutige Mensch das Recht hat, etwas gegen eine Religion einzuwenden. Ich zum Beispiel mag keine von ihnen. Ich mag die Konzeption der Religion als solche nicht. Und insbesondere mag ich keine kirchlichen Organisationen. Ohne Unterschied keine.

Aber von was für einer verrückten Idee hat sich die Schweizer Führung leiten lassen, einen Volksentscheid über eine solche Frage durchzuführen? Was wollte man damit prüfen? Etwa den IQ der Bevölkerung? Ob es politisch korrekt war oder nicht, jeder Mensch, der für das Verbot von Minaretten gestimmt hat, ist für mich ein kurzsichtiger Dummkopf. Noch schlimmer ist derjenige, der ihn veranlasst hat, darüber direkt abzustimmen, der ist nicht nur ein kurzsichtiger, sondern auch noch ein niederträchtiger Dummkopf.

Nicht die Islamphobie ist das Problem, sondern ihr Name. Phobie deutet auf eine Krankheit hin, man vergisst dabei, dass Angst gemeint ist. Aber was wir hier erleben, ist weder Angst, noch eine bedauernswerte Krankheit, sondern einfach Hass.

Und das ist mein Problem, nicht die Phobie, sondern der Hass auf den Islam und die Moslems. Der Hass auf alles, was anders ist, was aus dem Rahmen fällt.

„Papa, warum bin ich nicht getauft worden?“

„Du wolltest es nicht.“

„Ja, ich wollte es nicht, als die Zeit kam, mich danach zu fragen. Aber wieso habt ihr mich nicht getauft, als ich geboren wurde? Damals hat mich keiner danach gefragt.“

„Deine Schwester wollte getauft werden, du nicht.“

„Ja, als sie erwachsen wurde und heiraten wollte. Das meine ich nicht.“

„Wir haben nie daran gedacht, dass du heiraten würdest.“

„Was spielt das für eine Rolle? Und überhaupt, wieso muss jede Frau heiraten?“

„Aha, du willst dich also scheiden lassen?“

„Nein, Papa, ich lasse mich nicht scheiden. Ich frag dich nach der Taufe.“

„Tu mir das bitte nicht an. Nicht solange ich lebe.“

Wütend, in der Absicht, ihn zu beleidigen, sage ich dann.

„Und wo, hast du gesagt, ist das Foto für die Todesanzeige...?“

Papa antwortet nicht. Sieht sich die Beerdigung des Patriarchen an.

„Die Leute sind total verrückt. Guck sie dir an.“

Papa sagt das privat, unter vier Augen. Nur zu mir, zu sonst niemandem. Obwohl er achtundsiebzig ist und in einem System lebt, das sich demokratisch nennt, sagt er nie laut, was er denkt. Er ist besorgt, weil er mich für kindisch hält. Ich sage dasselbe wie er, aber laut, wozu dieser Zirkus für einen Greis, der war kein Heiliger, arm das Land, in dem allein die Tatsache, dass der Patriarch kein Ganove war, genügt, die Menschen nach seinem Tod in Trance fallen zu lassen. Wenn ich so was sage, hassen mich die Menschen. Sie mögen mich nicht, fühlen sich unwohl, als hätte ich ihnen beim Sonntagsessen in die Suppe gespuckt oder auf eine Ikone genießt.

Da ändert Papa plötzlich seine Meinung.

„Und wenn schon, als deren Papst starb, war es noch schlimmer.“

„Stimmt, Papa, aber warum müssen wir uns immer nach den Schlechtesten richten?“

„Das solltest du in Wien sagen, dann wirst du sehen, wie es dir ergeht. Querköpfe sind nirgends beliebt.“

Mein Vater weiß, dass ich eigentlich geliebt werden möchte. Ich bin ein echtes rock-and-roll chick. Dem Publikum gebe ich alles, restlos, bis zum letzten Blutstropfen, bis zur letzten Emotion. Always on the road. Und wenn ich auch behaupte, ich spielte nicht für das Publikum, spiele ich doch nur für das Publikum.

„Was willst du eigentlich? Alles sagen und dafür noch geliebt werden?“

Ich nicke. Er ist krank und wird sich nicht daran erinnern, dass ich es zugegeben habe. Er wird sterben und dieses Geheimnis mit ins Grab nehmen.

Meinem Vater ging es noch einige Wochen gut. Ich kehrte zurück in das zentralasiatische Land, in dem ich jetzt lebe. Danach stritten wir täglich weiter per Skype.

„Schalte die Kamera ein, ich kann dich nicht sehen.“

„Sie ist eingeschaltet.“

„Nein, Papa, das stimmt nicht, alles ist dunkel.“

„Das kommt davon, dass bei mir alles düster ist.“

Und dann:

„Was machst du, Papa?“

„Ich warte, dass du dich meldest.“

„Und warum meldest du dich nicht?“

„Ich will dich nicht stören.“

„Du störst mich nicht, Papa.“

„Aber du mich. Du gehst mir mit deinen Fragen auf die Nerven.“

Und dann:

„Versprich, dass du die Finger von der Politik lässt. Politik ist schlecht. Kümmere dich lieber um deine Angelegenheiten.“

„Du auch, Papa.“

Und dann:

„Ich habe mich mit diesem Idioten zerstritten.“

„Mit welchem, Papa?“

„Mit dem aus meiner Klasse (nur drei aus seiner Klasse sind noch am Leben). Er sagte zu mir, ich solle mich schämen, du seist eine Verräterin.“

„Ich?“

„Darauf sagte ich ihm ...“ (es folgte eine Flut von Schimpfworten).

„Danke, Papa.“

„Keine Ursache. Du bist keine Verräterin. Du bist eine dumme Gans.“

Und so weiter, und so weiter...

Dann fiel Papa eines Tages plötzlich der Kopf auf die Brust und es wurde ihm übel.

Man nahm ihn gleich auf, nicht im Militärkrankenhaus, sondern in einem anderen, das nach dem größten serbischen Heiligen, dem „Heiligen Sava“, benannt ist. Im Volk ist es auch als Sterbekrankenhaus bekannt. Es war Weihnachten, Ihr katholisches Weihnachten - noch etwas, was wir von der Peripherie nicht mit Ihnen teilen.

Mit Mühe fand ich einen Flug und rief Papa an, während er an den Geräten hing. Es meldete sich meine Mutter und sagte, sie habe soeben mit ihm gesprochen. Was hat er gesagt, wollte ich wissen. Und sie: Er hat mich gefragt, ob ich seinen Lottoschein abgegeben hätte.

Mein Vater liegt im Sterben, ist an Beatmungsgeräten angeschlossen, erleidet Hunderte von kleinen Gehirnschlägen, sein Körper versagt, seine Lunge versagt, das Herz, der Darm versagt, aber er hofft immer noch auf einen Lottogewinn.

Mit achtundsiebzig wird man in Serbien kaum noch medizinisch versorgt. Meine französische Schwiegermutter hingegen ist zehn Jahre älter und fährt noch ein rotes Auto. Ist das eine weitere zivilisatorische Errungenschaft, die wir nicht mit Europa teilen? Und können wir, da wir die Kranken nicht behandeln und die Sterbenden mit Drogen betäuben, noch von einem gemeinsamen Kulturraum, gemeinsamer Geschichte und Literatur sprechen?

Das Letzte, das mir Papa mir in diesem Leben sagte, war:

„Es geht mir schlecht.“

Ich rief laut:

„Was ist, Papa, was hast du!“

Man hörte nur ein trauriges Winseln.

In der Nacht starb er, allein wie ein Hund. Ich erinnere daran, in serbischen Krankenhäusern darf man nicht im Kreis seiner Angehörigen sterben. Man schiebt den Sterbenden in eine Ecke und benachrichtigt am nächsten Morgen die Familie.

In dieser Nacht lag ich allein wach am anderen Ende der Welt und starrte in die Dunkelheit. Ich wartete auf den Tagesanbruch und auf die erste mögliche Flugverbindung und wusste, ich würde es nicht rechtzeitig schaffen.

In dieser Nacht wusste ich, dass er Angst, schreckliche Angst hatte, mein armer sterbender Papa, dieser furchteinflößende Gewaltmensch und große Feigling, der Regen und elektrischen Strom fürchtet, wird, wenn der Tod kommt, nicht wissen, was er tun soll.

Als würde ich es wissen.

Die Beerdigung fand bei minus15 statt, der Priester sang erbarmungslos volle 45 Minuten. Ich schlug meine Mutter auf den Kopf beim ungeschickten Versuch, mich zu bekreuzigen. Ich wollte es gar nicht, aber der Pope starrte mich die ganze Zeit böse an, ich meinte, er würde mich prügeln, wenn ich nicht sofort das Kreuz schlug.

Danach wurden wir alle krank, ich bekam eine schwere Bronchitis und Frostbeulen an den Füßen. In Serbien wird man, wenn ein naher Angehöriger stirbt, zusätzlich bestraft. Die Kapelle ist nicht geheizt, man steht auf kaltem Marmorboden und kann kaum erwarten, dass alles vorbei ist, man hofft, dass keiner der anwesenden alten Freunde von Papa vor Kälte in Koma fällt. Man friert erbärmlich und denkt, hoffentlich stirbt nicht noch einer! Das hat nichts mit Armut zu tun, beim letzten Geleit ist es einfach nicht vorgesehen, an diesseitigen Komfort zu denken, und daher gehört es sich wohl nicht, nach einem Stück Teppichboden oder auch nur nach einem Stück Pappe oder Zeitungspapier unter den Füßen zu fragen, während wir so lange neben dem Sarg auf nacktem Stein stehen.

Dann fuhr der Sarg irgendwohin und Papa wurde verbrannt, ohne dass wir erfuhren, an welchem Tag. Bald sollen wir die Urne bekommen, dann können wir ihn endlich ins Grab legen.

Und jetzt frage ich Sie, meine liebe Nachbarn, haben wir auch das gemein? Oder habe ich doch recht, wenn ich meine, dass sich die menschlichen Gesellschaften nur nach dem Ausmaß ihres Mitgefühls unterscheiden? Das Mitgefühl muss nicht organisiert, es kann vereinzelt, es kann selten und sporadisch sein. Aber es muss es geben. Sonst gibt es keine Gesellschaft. Sonst gibt es nichts. Auch mich nicht.

Zu etwas anderem kann ich nicht gehören. Daher gehöre ich zu nichts.

Wieder zu Hause, las ich meinem Vater dies hier vor. Etwas, das ich vor langer Zeit geschrieben hatte.

Barbelo, achte Szene

Eine Bank auf dem Friedhof. Es kann die von vorher sein. Darauf ein Streuner, neben ihm sein Hund.

Entstiegen aus einem goldenen Tunnel,
irgendwo hinter dem goldenen Tor,
wohin goldene Mauern führen,
und die Luft voll ist
von goldenem Staub.

Beide haben gelbes, struppiges Haar, gelbe Augen, vergilbte Haut, fast gelbe Fingernägel, ganz gelbe Augäpfel.

Zwei arme, unzertrennliche Kreaturen.

Der Streuner redet, als erkläre er sein Familienalbum.

STREUNER

Das hier bin ich. Die neben mir ist meine Mama.

(Die „Mama“ gähnt. Zeigt dabei ihre gelben Zähne.)

STREUNER

Wir leben da.

Gleich neben euch.

Wir wussten nicht, dass ihr vorbeikommt.

Hätten wir gewusst,

dass wir

Gäste bekommen,

hätten wir vielleicht etwas vorbereitet.

Eine Nummer. Etwas zu trinken. Auch etwas zu essen. Vielleicht.

Viel brauchen wir nicht.

Ich esse nichts, aber Mama muss etwas zu sich nehmen.

Sie ist alt und krank –

oft.

Ich hingegen bin

absolut gesund.

Auch wenn ich nicht so aussehe.

Wir leben hier, denn hier haben wir es gut. Die Menschen, selbst wenn sie herkommen, nehmen uns nicht wahr.

Die Menschen weinen schrecklich viel auf dem Friedhof, wusstet ihr das?

Manche streiten. Beschimpfen die Gräber. Zeigen ihre Wut und fluchen.

Als könnte das

etwas ändern.

Wir haben hier unsere Ruhe, meine Mama und ich. Keiner beachtet uns, keiner bedauert uns.

Wir sind nicht zu bedauern! Wir sind so wie ihr.

Nur dass uns das Leben davongelaufen ist, irgendwohin.

Und wenn ihr es seid, dann sind wir es auch.

Zu bedauern, meine ich.

Meine Mama und ich schleichen nachts zwischen die Gräber. Die Menschen sind komisch, sie glauben, Leichen würden essen. Und insbesondere

trinken

und rauchen,

ausländische Zigaretten.

Die Menschen kommen, ihre Toten zu besuchen, und lassen ihnen:

viel zu essen,

und noch mehr zu trinken,

Zigaretten,

Kaffee,

Zucker, Süßigkeiten.

Als sollten die Toten jemanden bewirten.

Als rechtfertige das die seltenen Besuche.

Am Anfang kommen sie ständig zu den Toten.

Nach sieben Tagen, nach sechs Wochen, nach sechs Monaten, nach einem Jahr.

Später

viel seltener.

Manchmal zum Geburtstag, manchmal zum Todestag.

Dann immer weniger.

Dann nie mehr.

So ist es auch besser.

Die Toten haben Anspruch aufs Alleinsein.

Die Lebenden lassen ihnen hier allerlei zurück: Schuhe, Mäntel, Hüte und Bücher. Manchmal auch Zeitungen. Die von gestern, nie die vom gleichen Tag.

Sie zünden Kerzen an, weinen ein bisschen,
wischen sich die Tränen ab, putzen die Nase,
spucken aus und vergessen.

Nachts,
wenn alle weg sind,
besuchen meine Mama und ich die Gräber und finden dort allerlei.
Ich Zigaretten - Mama etwas zu essen.
Ich eine Flasche - Mama etwas zu naschen.

Dabei habe ich in einer Fachzeitschrift gelesen, dass Zucker für Hunde ungesund ist. Der Zucker soll der weiße Killer sein, von dem ein Hund erblinden kann.

Egal.
Mama ist schon siebzehn und hat nichts mehr, wofür sie noch leben sollte. Nichts, was ihren Blick erfreuen würde.
Ich bin ziemlich hässlich, das Leben ist auch nicht viel schöner.

Deshalb denke ich: soll sie ruhig naschen.
Besser, sie verendet zufrieden,
als so,
wie ich.

Nachts, wenn es regnet, schlafen wir in der Kapelle.
Mama mag das nicht, sie hat Angst und heult.
Manchmal ärgert mich das, dann drohe ich ihr Prügel an.
Aber wie könnte ich je meine Mutter schlagen?

Im Sommer, wenn das Wetter schön ist, schlafen wir unter den Sternen. Wir schauen zum Himmel hinauf wie zur Mutter Gottes. Und sie hüllt uns in ihren blauen Mantel ein, sie blickt mit ihren glänzenden Augen auf uns nieder, sie sagt zu uns -

keine Angst, Kinder, keine Angst!

Dann lege ich meinen Kopf auf Mamas Bauch, versinke in ihren Schoß, in die alte Haut zwischen ihren welken Brüsten.

Ich sinke in die Wärme und schlafe friedlich.

Dann geht es mir am besten.

Niemand hat mich vertrieben. Niemand hat mir etwas zuleide getan.

Ich bin von selbst gegangen, habe von selbst alles verlassen.

Und Mama mitgenommen.

In diesem schrecklichen Leben besitze ich nichts, ich habe auch nie etwas gehabt.

Weder Geld,

noch Ehrgeiz,

noch den Wunsch, etwas zu sein.

Als die Zeit kam,

in der es eine Schande war,

keinen Erfolg zu haben,

bin ich gegangen.

Und habe Mama mitgenommen.

Jetzt leben wir hier so, warten, dass alles vorübergeht.

Bedauert uns doch nicht.

Wir sind nicht zu bedauern.

Im Gegenteil,

ihr könntet euch ruhig

selbst bedauern.

(Die beiden Streuner schmusen miteinander. So zärtlich zueinander ziehen sie ab. Oder wir gehen. Wie Sie wollen. Wie es Ihnen am besten passt.)

Ich las ihm das laut vor, ganz allein, ins Leere hinein. So dumm und pathetisch es auch war.

Und dann, da bin ich mir sicher,
ganz, ganz sicher,
dafür gebe ich Ihnen mein Wort,
hörte ich ihn
klar und deutlich sagen:

„Aber du, meine Tochter, findest dich im Leben wirklich nicht zurecht.“

(Aus dem Serbischen von Mirjana und Klaus Wittmann)